

## Schlussbetrachtung

Im Juli 1944 griff Guido Lodovico Luzzatto in einem Artikel in der Zeitung „Libera Stampa“ die Kritik auf, die einige jüdische Flüchtlinge am Lagerleben in der Schweiz geäußert hatten.<sup>1</sup> Er räumte bedauernd ein, dass es zu „kleinen Fehlern, Missverständnissen, Nachlässigkeiten, Taktlosigkeiten und übertriebenen Einschränkungen der Freiheit“ gekommen sei, die bei den Flüchtlingen einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen hätten. Zugleich nahm er jedoch die Schweiz entschieden in Schutz. „Nehmen wir an“, schrieb Luzzatto, „Italien hätte unter ähnlichen Umständen eine Million polnischer Juden als Flüchtlinge aufgenommen“ (die Zahl entsprach nach Luzzatto der Quote in der Schweiz), dann hätten diese in seinen Augen ein viel schlechteres Los gehabt. Außerdem hätten die italienischen Flüchtlinge, die als letzte in der Schweiz eingetroffen waren, gar kein Recht, sich zu beklagen; sie seien in einer viel besseren Lage als andere Emigranten, die seit Jahren auf der Flucht waren. Schließlich, so das harte Urteil Luzzattos, befänden sich unter den klagenden Flüchtlingen auch Ex-Faschisten, die nur in der letzten Stunde verfolgt worden waren. Was einzig zähle, sei die Tatsache, dass die Schweiz das Leben vieler Menschen gerettet habe.

Luzzatto erwähnte allerdings mit keinem Wort, dass es auch zu zahlreichen Abweisungen an der Grenze gekommen war. Er selbst hatte Glück gehabt und wollte wohl auch seiner Dankbarkeit Ausdruck verleihen. Aber nach Kriegsende vermieden sogar Flüchtlinge, die einmal selbst abgewiesen worden waren, jede Form der Kritik. Valobras Mitarbeiter, Berl Grosser, erwähnte in seinem Abschiedsbrief an die Polizei nicht, dass er bei seinem ersten Versuch, die Grenze zu überschreiten, gescheitert war. Ihm lag vor allem daran, „Ihnen und durch Sie der Schweiz für die mir zuteil gewordene Gastfreundschaft von ganzem Herzen zu danken“.<sup>2</sup>

Am zehnten Jahrestag der Flucht der Italiener in die Schweiz verstieß der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Mailand, Giuseppe Ottolenghi, gegen dieses Tabu, als er betonte: „Sicherlich hat die Schweiz viele Personen nicht aufgenommen, die verzweifelt Asyl suchten, sodass viele von ihnen tragisch enden mussten. Diese Taten haben auch erhebliche Kritik und Tadel hervorgerufen.“<sup>3</sup> Das „Israelitische Wochenblatt“ zitierte die ganze Rede Ottolenghis, ließ aber genau diesen Satz weg.<sup>4</sup> 1953 war es offensichtlich noch zu früh für eine Kritik an der schweizerischen Flüchtlingspolitik, als man in der Eidgenossenschaft noch den Aktivdienst und die erfolgreich verteidigte Neutralität glorifizierte.

Das „Zürcher Blatt“ argumentierte nicht anders als Luzzatto und unterstrich vor allem die positiven Seiten und die Tatsache, dass viele Menschenleben gerettet wor-

---

1 „Un milione di ebrei polacchi“, in: Libera Stampa, 28. 7. 1944. Der Artikel ist mit „Odis“ signiert.

2 Brief vom 28. 8. 1945 von Berl Grosser an Herrn Fischli, Polizeiabt. Bern: BAR, E 4264 1085/196, 1725.

3 „Saluto degli ebrei d'Italia alla Confederazione Elvetica“, RMI, Oktober 1953, S. 448.

4 „Gruss und Dank italienischer Juden an die Schweiz“, in: Israelitisches Wochenblatt, 23. 10. 1953.

den seien. An dieser Form der Berichterstattung hielt man lange fest. Dabei sind die Schattenseiten gar nicht zu übersehen. Die Schweizer Behörden luden mit den Zurückweisungen Schuld auf sich, und zwar unabhängig von der Zahl der Unglücklichen, die in den Tod geschickt wurden, und unabhängig auch davon, dass nach dem Winter 1943/44 an der Südgrenze eine gewisse Besserung eintrat.

Die ‚technischen‘ Begründungen, zu denen Dr. Rothmund Zuflucht nahm, waren nicht überzeugend: „Es ist richtig, dass wir nicht alle Flüchtlinge aufnehmen können und dass Rückweisungen nötig sind“, schrieb er im Januar 1943, als der Holocaust bereits in vollem Gange war.

„Wenn es noch im letzten Monat des Jahres 1942 Tage gegeben hat, an denen zwischen 50–100 Flüchtlinge schwarz über die Grenze gekommen sind, so können Sie sich ein Bild der Mehrbelastung machen. Auch wenn es gelingen würde, diesen Zustrom auf täglich 20 herabzusetzen, so würde das doch einen Zuwachs im Jahr von rund 6.600 neuen Flüchtlingen bedingen. Die Sorgen in Bezug auf Überwachung, Unterkunft, Ernährung usw. sind aber derart, dass die Aufnahme nicht in einem unkontrollierten und genau bemessenen Umfang zunehmen darf.“<sup>5</sup>

Andere offizielle Begründungen wie die Angst vor Überfremdung, die Rücksicht auf den Arbeitsmarkt oder gar der Hinweis auf eine bedrohliche „Verjudung“<sup>6</sup> der Schweiz sagen alles über den Charakter einer engherzigen Flüchtlingspolitik, der vom Bundesrat, also von der Regierung, nie ernsthaft widersprochen worden ist.

Auch die Art und Weise, in welcher die Flüchtlinge von gewissenlosen Offizieren oder Beamten zurückgewiesen wurden, ist nicht zu entschuldigen. Andere wurden aus reinem Zufall akzeptiert, demnach ließen die Verordnungen aber auch die Vorgesetzten den Beauftragten an der Grenze einen viel zu großen Entscheidungsspielraum, der allzu oft zum Nachteil der Flüchtlinge genutzt wurde. Nur Tessiner Soldaten und Beamte bildeten eine Ausnahme, sie zeigten oft Verständnis und nahmen die italienischen Flüchtlinge großzügig auf.

Wer die Grenze überschritten hatte, konnte aufatmen, war deshalb aber nicht sicher vor unangenehmen Überraschungen in dem Lager-Archipel, in das er in der Regel eingewiesen wurde. Dazu gehörte sicherlich die Beschlagnahmung von Geld und sonstigen Wertsachen, die den Aktionsradius der Flüchtlinge stark einschränkte und sie – zusammen mit den Einweisungen in Lager – fast zu Häftlingen degradierte. Hinzu kamen die Entbehrungen in den vom Militär geführten Lagern, die Marcello Pacifici in seinem Tagebuch treffend beschrieb:

<sup>5</sup> Brief vom 18.1.1943 von Dr. Rothmund an Dr. E. König, Redaktor des „Schweizerischen Beobachter“: BAR, E 4001 C 1000/783, Bd. 258.

<sup>6</sup> Der Ausdruck wurde auch von Dr. Rothmund nicht selten gebraucht. Zum Beispiel in einem Brief vom 19.2.1941 an das Armeekommando: „Ich habe die Gefahren einer Verjudung der Schweiz schon vor zwanzig Jahren erkannt und werde selbstverständlich auch weiterhin alles tun, was in der Macht der Fremdenpolizei liegt, um dagegen anzukämpfen.“ Der Brief ist abgedruckt in: Myszyrowicz, Le Dr. Rothmund, S. 355.

„Von heute aus gesehen und nachdem wir in diesen Monaten auch andere nicht-militärische Lager erlebt haben, kann ich den Empfang am Anfang weder als freundlich noch als großzügig beschreiben. Das Fehlen von Betten, Matratzen, Laken, Kissen, von jeglicher Bequemlichkeit sowie das Verbot, das Lager zu verlassen, die bewaffneten Wachen vor der Tür, die in jeder Hinsicht mangelhafte Verpflegung, die Zensur der Post und viele weitere Mängel erschienen uns im ersten Augenblick nicht gravierend, denn wir waren soeben von der Angst vor der Verhaftung befreit worden. Aber wenn man es sich genau überlegt, war das nicht die Aufnahme, die die Flüchtlinge von einem so reichen Land wie der Schweiz erwarteten. Wenn man darüber hinaus bedenkt, dass uns für diesen Zeitraum Fr. 2,50 bzw. 3 täglich als ‚Pensionskosten‘ in Rechnung gestellt wurden ...“.<sup>7</sup>

Die scharfsichtigen Beobachtungen Pacificis sprechen für sich. Die Erstaufnahme in den militärisch geführten Lagern war eine Notlösung, die bei den Flüchtlingen zu Symptomen von psychischer Belastung wie Reizbarkeit oder Apathie führte. In diesen Lagern hing vieles von den Lagerkommandanten ab, die – wie die Beamten an der Grenze – über große Ermessensspielräume verfügten und nur selten in ihre Schranken gewiesen wurden, wenn sie diese ungebührlich ausnutzten. Auf der anderen Seite gab es aber auch anständige und fähige Männer an der Spitze der Lager, die das Leben der Flüchtlinge erträglich gestalteten.

Nach der Überführung in zivile Arbeitslager und Heime der Z. L. änderte sich vieles. In diesen Einrichtungen wurden die Freiheitsbeschränkungen und strengen Kontrollen gelockert, die Verpflegung besserte sich ebenso wie die Unterkünfte. Viele Flüchtlinge konnten nun auch arbeiten und sich etwas Geld verdienen. Die Emigranten aus Italien profitierten hier davon, dass die bereits früher für andere Flüchtlinge geschaffenen Arbeitslager mittlerweile eine feste Struktur gewonnen hatten und dass dort nicht mehr alles improvisiert werden musste. Ähnliches galt für die Flüchtlingsheime, aber auch in den Einrichtungen der Z. L. wurde das Klima primär vom führenden Personal bestimmt. Dieses Personal, meinte Pacifici in seinem Tagebuch, musste notwendigerweise unter Leuten rekrutiert werden, die keine bessere Beschäftigung gefunden hatten und dementsprechend wenig geeignet waren, „die schwierige Aufgabe zu meistern, eine Masse von Personen im Zaun zu halten, die wegen langer peinvoller Erfahrungen, wegen fast immer tragischer familiärer Verhältnisse (deportierte oder ermordete Angehörige usw.), wegen der unsicheren Zukunft und aus tausend anderen Gründen mit den Nerven am Ende sind“.<sup>8</sup>

Den Wohlhabenden unter den jüdischen Flüchtlingen blieb der Aufenthalt in diesen zivilen Lagern und Heimen erspart. Auch sie wurden zunächst in Auffanglager eingewiesen, danach konnten sie aber als ‚Befreite‘ in privaten Domizilen leben. Mit der Scheidung von ‚Befreiten‘ und Lagerflüchtlingen fächerte sich der kleine Kosmos der italienischen Juden weiter auf. Die große Mehrheit war im besetzten Italien geblieben, einer kleinen Minderheit war die Flucht in die Schweiz gelungen, wo sie ganz

<sup>7</sup> ACDEC, Pacifici, Diario 5, S. 16.

<sup>8</sup> Ebd., S. 13.

unterschiedlichen Erfahrungen entgegensah – als Insassen von gut oder schlecht geführten Lagern oder als ‚Befreite‘, wobei dieser Status nicht nur von den finanziellen Mitteln abhing; einige Flüchtlinge erhielten dieses Privileg aufgrund ihrer politischen Verdienste mithilfe von Tessiner Sozialisten. Im schweizerischen Exil wurden die Karten zwar nicht ganz neu gemischt, vielfach kam es aber doch zu temporären, manchmal auch nur fiktiven gesellschaftlichen Auf- und Abstiegen, die zu unterschiedlichen Exilerfahrungen führten.

Auch die ‚Befreiten‘ bildeten keine homogene Gruppe. Unter diesen an sich Privilegierten gab es weitere Fragmentierungen, weil einige deutlich besser leben konnten als andere. In manchen ‚befreiten‘ Familien mussten sogar einige Mitglieder im Lager bleiben, weil nicht genug Geld für alle vorhanden war. Trotz dieser Nachteile lohnte es sich, im privaten Domizil zu leben, vor allem, weil man damit in der Regel die Trennung der Familie vermied und mehr Freiheit genoss. Jedoch lebten auch die ‚Befreiten‘, die man auch als ‚Internierte auf freiem Fuß‘ bezeichnen kann, in einer prekären rechtlichen Lage, denn für alle Flüchtlinge galt: „Sie stehen unter einem Sonderrecht, welches das grundsätzlich auch für sie geltende ordentliche Recht weitgehend aufhebt oder wirkungslos macht.“<sup>9</sup> Dieses gesonderte Strafrecht konnte für Flüchtlinge auch zur Ausweisung führen, was insbesondere für Juden einem Todesurteil gleichkam.

Während die Lagerinternierten meist unter sich blieben und isoliert waren, kamen die ‚Befreiten‘ auch mit der schweizerischen Bevölkerung in Berührung, die seit Jahren mit Flüchtlingen aus aller Herren Länder leben musste – und das nicht immer gern tat. Zusätzlich zu den normalen Schwierigkeiten, die das erzwungene Zusammenleben mit einer größeren Zahl von Ausländern mit sich brachte, schürten rechte vaterländische Kräfte diffuse Ängste vor Überfremdung und ‚Verjudung‘, sodass sich die Flüchtlinge in einem schwierigen Umfeld zurecht finden mussten. Größere Konflikte blieben aber den Italienern erspart, und zwar nicht nur im Tessin, sondern auch in anderen Teilen der Eidgenossenschaft. Die Italiener waren ja bereits an einiges gewohnt, kamen sie doch aus einem Land, das sie seit 1938 marginalisiert und entrechtet hatte.

So sehr sich die Flüchtlinge aber auch unterscheiden mochten – eines war allen gemein: die Sorge um die Angehörigen, die in Italien zurückgeblieben waren, dort im Untergrund lebten oder bereits in die Lager des Ostens deportiert worden waren. Die psychischen Belastungen, die daraus resultierten, sind kaum abzuschätzen. Die meisten ertrugen sie schweigend, manche schrien sie hinaus, und nicht selten waren sie Auslöser psychischer Krisen. Das brachte bereits emotional gezeichnete Flüchtlinge, oft getrennte Ehepaare, zum Zusammenbruch.

---

<sup>9</sup> Aus der Broschüre der Schweiz. Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe (Hg.), *Hilfe für Flüchtlinge und Militärinternierte in der Schweiz*, S. 9.

Wesentlich leichter zu ertragen waren demgegenüber die Trennung von den Kindern und die Probleme, die mit der religiösen Erziehung des Nachwuchses in einem christlichen Milieu zu tun hatten. Die jüdischen Eltern aus Italien dachten hier ganz pragmatisch: ihren Kindern ging es in der neuen Umgebung gut, sie konnten sie besuchen und waren sich sicher, dass die Trennung nur eine Frage der Zeit war und man bald wieder zur Normalität zurückkehren konnte.

Im Nachhinein verloren sich bedrückende Erinnerungen nicht, sie verblassten aber, und zwar in dem Maße, wie die Realität des Holocausts in das Bewusstsein auch der italienischen Juden drang. Während in zeitgenössischen Tagebüchern und anderen Dokumenten die schlechten Erfahrungen in den Lagern manchmal unverblümt angesprochen und mit harten Worten kritisiert werden, herrscht in späteren, im Wissen um die Ermordung der Juden entstandenen Quellen ein viel milderer Ton vor: „Vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass dank des Asyls in der Schweiz meine Familie überlebte“, meinte Bruno Krivacek „ist die Erinnerung positiv. Andere, weniger erfreuliche Seiten werden damit zweitrangig.“<sup>10</sup>

So war es auch bei Clara Levi Coen, wenn sie an die Zeit im Lager dachte. Sie konnte eine Weile wegen Stress nicht stillen, erhielt von der Lagerleitung aber keine Milch für ihr Baby, weil „die Schweizer Milch für die Schweizer Kinder reserviert ist“.<sup>11</sup> Trotzdem war sie den Schweizern später dankbar, denn ihr Kind kam gesund zur Welt, und sie selbst wurde in einem Schweizer Krankenhaus bei der Entbindung gut behandelt.

Die Realität war vielgestaltig und oft auch hart; die italienischen Flüchtlinge verloren aber nicht den Mut, sie hatten immer die Heimat und die Zukunft vor Augen. Zeugnisse dieses Behauptungswillens in der Fremde gibt es viele, zu den eindrucksvollsten zählen die Schule in Weggis und das Lager-Gymnasium in Trevano. Weggis und Trevano hatten die gleichen schulischen Ziele, der Unterricht basierte hier wie dort auf amtlichen Vorgaben des italienischen Kultusministeriums. Dennoch hätten diese Institute unterschiedlicher nicht sein können. In Weggis dienten die jüdischen Schulen als Vorbild, die in Italien im Zeichen der Rassengesetze gegründet worden waren. Die jüdischen Schüler sollten hier vor Einflüssen von außen geschützt werden – in Italien vor der Verfolgung, im Exil vor dem Befreiungskampf in Italien, der zur Wiederherstellung der jüdischen Emanzipation führen sollte.

In Trevano hingegen konnte man sich nicht abschotten; das ließ schon die Lage der Schule an der Grenze zum besetzten Italien kaum zu. Im Lager-Gymnasium nahm man genau wahr, was in der Heimat geschah; entsprechend groß war der Grad der Politisierung unter den Schülern, die sich für die Befreiung ihres Landes engagierten und an den Debatten über seine Zukunft teilnahmen. Sie zeigten auch keinerlei

---

<sup>10</sup> Interview des Verfassers.

<sup>11</sup> Clara Levi Coen, *Ebrei*: ACDEC, Vicissitudini.

Interesse für die zionistische Idee, die hingegen in Weggis auf durchaus fruchtbaren Boden fiel.

So wie Trevano eine hybride Struktur zwischen Arbeitslager und Schule hatte, die letztlich seinen kompletten Erfolg verhinderte, so war auch Weggis eine Mischung von Jugend-Alija-Internat und italienischer Schule, und im Endergebnis erfüllte in beiden Einrichtungen nur die Schule die Erwartungen völlig. Weggis genoss eine moderate Zustimmung der italienischen Eltern, weil viele Familien säkular eingestellt waren, aber auch weil die unmittelbar bevorstehende Möglichkeit, die Kinder wieder in die öffentlichen Schulen zu schicken, für sie das Ende der Zwischenlösung der jüdischen Schulen im Exil bedeutete.

Die Meinungen über diese beiden Schulen gehen weit auseinander. Entscheidend ist aber eigentlich etwas anderes: das große Engagement der jüdischen Flüchtlinge auf dem Bildungssektor, wobei zu erwähnen ist, dass die Schweizer Behörden, angespornt von Persönlichkeiten wie dem Bundesrichter Bolla, diese Initiativen wohlwollend unterstützten. Auch auf diesem Gebiet machte sich jedoch die Fragmentierung unter den jüdischen Flüchtlingen bemerkbar: die Schüler von Weggis kamen meist aus Familien, die es sich nicht leisten konnten, im privaten Domizil zu leben. Auch Trevano wurde hauptsächlich für diese Kinder geschaffen. Die ‚Befreiten‘ hingegen schickten ihre Kinder in Tessiner Schulen.

Die jüdische Intelligenzia bewies nach 20 Jahren Diktatur eine bemerkenswerte Vitalität und Anpassungsfähigkeit. Viele Lehrer und Dozenten waren bis 1938 in das faschistische Bildungssystem integriert gewesen. Kaum einer hatte sich geweigert, den Eid auf das Regime zu leisten. Dennoch hatten in der Schweiz fast alle erkannt, dass eine neue Zeit angebrochen war, dass das Land, in das sie heimkehren würden, nicht mehr das gleiche Italien sein würde wie das, das sie verlassen hatten. Deshalb arbeiteten alle mit mehr oder weniger großem Enthusiasmus daran, die junge Generation auf die Zukunft in der Heimat vorzubereiten. Nicht zufällig galt ihre Tätigkeit als Lehrer, Publizisten, Essayisten oder Vortragshalter der politischen, sozialen und verfassungsrechtlichen Neugestaltung ihres Landes nach dem Krieg, wobei sich die Beiträge von jüdischen und nicht-jüdischen Flüchtlingen kaum unterschieden. Fast nie wurden in Artikeln oder Essays der Flüchtlinge jüdische Themen bzw. die antisemitische Verfolgung des Faschismus behandelt. Intellektuelle und Politiker beider ‚Rassen‘ arbeiteten problemlos zusammen, nicht selten bei Tessiner Zeitungen, die damit eine temporäre Bereicherung erlebten.

Die zentrale Figur bei der Organisation der Hilfstätigkeit zugunsten der Flüchtlinge war Lelio Vittorio Valobra, der sich eigentlich andere Ziele gesetzt hatte. Oberste Priorität hatte für ihn die Hilfe für die in Italien versteckten Juden. Dennoch war es auch ihm zu verdanken, dass die italienischen Flüchtlinge in der Schweiz eine gewisse Sonderstellung genossen, auf die sie aufgrund ihrer starken italienischen Identität so energisch pochten. Saly Mayer vom Joint unterstützte ihn darin, obwohl die schweizerischen jüdischen Hilfsorganisationen in den italienischen Flüchtlingen Juden wie alle anderen sahen und sie nicht als gesonderte Gruppe behandeln wollten.

Diese Sonderstellung äußerte sich organisatorisch in der Schaffung der italienischen Abteilung im VSJF und finanziell in der Verfügbarkeit eines Sonderfonds, mit dem es allerdings eine besondere Bewandnis hatte. Nicht alle Flüchtlinge in der Schweiz kamen in den Genuss dieser nicht zuletzt von Valobra verteilten ‚Privilegien‘. Profitieren konnten nur spezielle Gruppen, die von der Führung um Valobra nach eigenen Kriterien ausgewählt wurden, während die Mehrheit der jüdischen Flüchtlinge auch deshalb leer ausging, weil sie von der Existenz von Valobras Abteilung nichts wusste. Sie wandten sich deshalb vor allem an das Hilfswerk der Tessiner Sozialisten, und zwar als Italiener und nicht als Juden.

Die Bedeutung der Tessiner Sozialisten muss gebührend gewürdigt werden. Ihr erster Mann Guglielmo Canevascini und viele andere Genossen hatten für alles ein offenes Ohr: Sie halfen bei Abweisungen, bürgten für ‚Befreite‘, unterstützten die Beschwerden der Flüchtlinge und bildeten ganz generell ein wirkungsvolles Bollwerk gegen Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus, das von der Forschung bislang noch nicht angemessen berücksichtigt worden ist.

Valobra selbst kam die Schaffung der italienischen Abteilung bei dem VSJF sehr entgegen. Der Vize-Präsident der Union der italienischen Gemeinden erhielt damit eine herausgehobene Stellung innerhalb des VSJF, die ihm eine gewisse Unabhängigkeit verschaffte, ganz abgesehen davon, dass er als ‚Abteilungs‘-Leiter über die unverzichtbaren ‚technischen‘ Voraussetzungen (Büro, Personal) für seine Hilfs- und Rettungsaktionen verfügte. Viele dieser Aktionen gingen auf Valobra oder Angelo Donati zurück, aber mitnichten alle; einige wurden auch im Rahmen von anderen nicht-jüdischen Unternehmungen gestartet, die den Zweck verfolgten, italienischen Häftlingen und in Italien versteckten Juden zu helfen. Auch wenn diese Aktionen hoffnungslos erschienen, gaben die Initiatoren doch nie auf. Sie planten immer wieder von Neuem und versuchten alles, was irgend möglich war, um ihren bedrängten Glaubensgenossen zu helfen. Die jüdischen Helfer ließen dabei keine Gelegenheit ungenutzt. Sie kooperierten mit dem antifaschistischen Lausanner Hilfskomitee, einem erfolgreichen Joint Venture aus Antifaschisten, jüdischen Studenten und anderen Juden, das deportierten Italienern helfen wollte. Dass sich nicht nur ältere italienische Juden, sondern auch Studenten dem Hilfskomitee und nicht einer der vielen anderen jüdischen Organisationen anschlossen, ist sicher der antifaschistischen Ausrichtung der Institution geschuldet. Dies verdeutlicht wiederum, dass die italienischen Juden sich in erster Linie mit Italien verbunden fühlten. Auch deshalb verlangten die Studenten, dass das Komitee ‚institutionell‘ keinen Unterschied zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deportierten machen sollte. Die Praxis sah dennoch anders aus: Der Einfluss der Juden war groß, und es war klar, dass den Juden ein ganz besonderes Schicksal drohte, dass Auschwitz etwas anderes war als ein Arbeits- und Konzentrationslager – dass ihnen deshalb vorrangig geholfen werden musste. Es war deshalb auch kein Zufall, dass die erste große Hilfsinitiative des Komitees nur Juden galt.

Valobra betrachtete die Aktivitäten des Komitees voller Misstrauen. Er wollte alles selbst kontrollieren und die Hilfsaktionen in jüdischen Händen wissen. Die po-

litische Ausrichtung des Komitees war ihm fremd, sie widersprach seiner Maxime einer strikten Trennung von Politik und Hilfstätigkeit. Er übersah dabei jedoch, dass man in Lausanne sehr effizient arbeitete und unter anderem eine Datenbank der Deportierten aufbaute, die gezielte Hilfsmaßnahmen erlaubte. Die Lausanner bewiesen aber auch, dass sie durchaus imstande waren, gut durchdachte, nicht selten sogar originelle Aktionen zu planen und durchzuführen.

Ähnliches galt für Raffaele Jona, der eine wichtige Brücke zwischen jüdischen Flüchtlingen und der Resistenza schlug. Daran beteiligt war von Beginn an auch der katholische Klerus, der sich nicht scheute, gefährdeten Juden Zuflucht zu gewähren oder Hilfsaktionen für sie mitzutragen.

Die unternommenen Initiativen zur Befreiung von KZ-Häftlingen erzielten keinen nennenswerten Erfolg. Die Maßnahmen des Lausanner Komitees waren diesbezüglich ebenso erfolglos wie die „Irgun Olé Italia“-Aktion, die Initiative Donatis mit den orthodoxen Rabbinern und die „Kiniger-Mission“, die alle keine konkreten Ergebnisse brachten. Gleiches gilt für die von dem Gesandten Magistrati unterstützten Aktivitäten. Die Erfolglosigkeit bestätigte Valobras Meinung, dass keine Hoffnung mehr bestand, einen Juden frei zu bekommen oder ihm auf andere Weise zu helfen, wenn er die Alpen Richtung Norden überschritten hatte. Als Signal waren diese Aktionen dennoch wichtig – sowohl, um die Willensstärke der italienischen Juden zu verdeutlichen als auch, um den Angehörigen zu zeigen, dass man alles mögliche unternahm und die Deportierten nicht ihrem Schicksal überließ.

Valobra konzentrierte sich hingegen lieber auf Hilfsaktionen für die in Italien versteckten Juden und erzielte bedeutende Erfolge, wobei die Zusammenarbeit mit dem Klerus offensichtlich von entscheidender Bedeutung für das Überleben vieler Juden war. Saly Mayer hatte anfangs Zweifel an solchen Unternehmungen, an denen Valobra auch die Genueser Kurie beteiligen wollte. Er ließ sich aber überreden, weil er wusste, dass Valobra dies sehr am Herzen lag und sein Freund nichts Unbedachtes unternahm.

Das unermüdliche Engagement zugunsten der verfolgten italienischen Juden ist von der Forschung bisher nicht ausreichend berücksichtigt worden. Viele waren daran beteiligt: internationale jüdische Hilfsorganisationen, die italienischen Juden in Palästina und natürlich die jüdischen Flüchtlinge in der Schweiz, die um das Leben ihrer Glaubensgenossen in der Heimat bangten und deshalb nichts unversucht ließen, ihnen zu helfen. Gerade ihre Rolle sollte in künftigen Forschungen noch stärker akzentuiert werden, denn auch im internationalen Vergleich scheinen sie einen prominenten Platz unter jenen zu verdienen, die Hilfe für die Opfer der Judenverfolgung organisierten.

Es ist bemerkenswert, wie viele Institutionen und Persönlichkeiten die italienischen Juden dabei involvieren konnten. Sie fanden verständnisvolle Ansprechpartner in Harold Tittmann, US Chargé d’Affaires beim Vatikan, in Roswell McClelland von der US-Botschaft in Bern, in Johannes Schwarzenberg beim IKRK und in Sir Clifford Heathcote-Smith in London, wobei man auch das tatkräftige Engagement der italienischen Diplomatie um die Gesandten Magistrati und Berio nicht vergessen sollte.



Nicht hoch genug geschätzt werden kann ferner die Hilfsbereitschaft von vielen weniger bekannten und von der Geschichte längst vergessenen Helfern – von einfachen Priestern, vom Kerzenfabrikanten Giuganino, von der Partisanin Lia Corinaldi und den anderen ‚Agenten‘ von Raffaele Jona, vom Rechtsanwalt Sala in Mailand, von den Mitarbeitern von Sorani in Rom und von Teglio in Genua und von vielen anderen Juden und Nicht-Juden, die im besetzten Italien Tag für Tag ihr Leben für versteckte Juden riskierten. So wichtig die finanzielle Unterstützung durch Valobra und seine Hintermänner auch war, es waren vor allem seine Erfahrung und seine Verbindungen, die unverzichtbar waren und viele Türen öffneten. Aber ohne die Risikobereitschaft und den Wagemut so vieler einfacher Leute wäre keine einzige Hilfsaktion möglich gewesen.

Nur etwa 10 % der Juden, die zu Beginn der deutschen Besatzung in Italien lebten, konnten in die Schweiz fliehen. Sie stammten vorwiegend aus Norditalien, waren in der Regel wohlhabend und gut integriert bzw. assimiliert. Die verfügbaren Quellen konnten bestätigen, dass sie zwar eine solide jüdische Identität hatten, jedoch wenig oder nicht religiös oder observant waren.

Von ihnen konnten ungefähr 40 % in der Schweiz im privaten Domizil leben. Sie hätten zwar die Möglichkeit gehabt, in Kontakt mit den schweizerischen Juden zu treten, nutzten diese aber kaum. So wenig sie in Mailand die Synagoge besucht hatten, so wenig taten sie es in der Schweiz. Sie suchten auch keine Gelegenheit, jüdische Flüchtlinge aus anderen Ländern kennenzulernen.

Die restlichen 60 % der jüdischen Flüchtlinge aus Italien (circa 2.500 Personen) lebten in Lagern. Um die Ausübung der Frömmigkeit war es dort ähnlich bestellt. Der Rabbiner Castelbolognesi beschwerte sich nicht umsonst darüber, dass seine Anwesenheit in den Lagern nicht besonders gefragt war. Daran änderte auch der Kontakt mit frommeren Juden aus anderen Ländern und Glaubensrichtungen nicht viel, der dort fast tagtäglich bestand. Einige Italiener, die sich nicht absondern wollten, pflegten das intensivere religiöse Leben gemeinsam mit ihren ausländischen Glaubensgenossen, ob sie jedoch davon in der Tiefe erfasst wurden und dauerhaft dabei blieben, lässt sich kaum feststellen. Es fanden sich jedenfalls kaum Italiener, die bereit waren, in einem rituellen Lager zu leben.

Um die Beziehungen zu Juden anderer Nationalität stand es ohnehin nicht zum Besten. Nationale Überzeugungen zogen gegenseitige Abneigungen nach sich, hinzu kamen vom Faschismus ererbte nationalistische Vorurteile und Überlegenheitsgefühle gegenüber anderen Völkern, die eine Intensivierung der Kontakte behinderten. Sprachprobleme, die auf italienischer Seite bestehende Abneigung gegen koschere Verpflegung, die Unterschiede des Bildungsniveaus und der religiösen Riten taten ein Übriges, um das gegenseitige Verständnis zu erschweren. Zudem müssen hierbei die Verschiedenheit der Verfolgungsgeschichte der jüdischen Flüchtlinge und ihre Zukunftsperspektiven berücksichtigt werden, die im Falle der Juden aus Osteuropa ganz andere waren als für die italienischen Juden, die keinen Zweifel an ihrer baldigen Rückkehr in die Heimat hatten.

Am Ende bestimmte unter den Juden in der Schweiz vor allem die Nationalität ihr soziales Verhalten. Die jüdischen Flüchtlinge aus Italien betrachteten sich als Sonderfall, es wäre ihnen lieber gewesen, wenn die Flüchtlinge nach Nationalität und nicht nach Religionszugehörigkeit auf die Lager verteilt worden wären. Selbst jene italienischen Flüchtlinge, die gute Beziehungen zu schweizerischen Juden unterhielten und Kontakte mit anderen Ausländern pflegten, erklärten, dass sie dadurch nicht dauerhaft beeinflusst worden seien. Sogar Vittorio Ottolenghi, der ‚Mitglied‘ der Gemeinde Basel geworden war, bestätigte, dass seine Religiosität dadurch nicht intensiver geworden sei. Er hielte sich nur etwas öfter an traditionelle Bräuche. Noch heute hielte er sich an eine Regel, die er sich im Hause des Basler Schächters zu eigen machte: Er rauche am Schabbat nicht.<sup>12</sup>

Valobras Auffassung, der Schicksalsgemeinschaft aller Juden anzugehören, teilten anscheinend nur wenige wie der Rabbiner Castelbolognesi. Schlussfolgerungen für sein humanitäres Engagement zog er daraus jedoch nicht, Valobra beschränkte seine Hilfstätigkeit auf italienische Juden, gerade er beharrte auf einer gesonderten privilegierten Betreuung seiner Landsleute. Es lässt sich festhalten, dass die jüdische Identität der Italiener in den Lagern intakt blieb, sie fühlten sich durch die Kontakte zu orthodoxen und osteuropäischen Juden in ihrer Richtung eher bestätigt, ihre meist säkulare Auffassung des Judentums geriet so gut wie nie ins Wanken. Insgesamt scheint also Dina Porat recht zu haben, wenn sie schreibt: „The process of assimilation and conversion that had started before the war continued after the war ended.“<sup>13</sup>

Auch die Erfahrungen in der Schule von Weggis bestätigen diese These. Die Initiatoren, Lehrer und Verwalter der Schule waren gläubige Juden, die ihren Glauben auch in der Praxis lebten. Der Zuspruch unter den italienischen Flüchtlingen blieb jedoch begrenzt, für viele von ihnen hatte die Möglichkeit, ihre Kinder in einem rein jüdischen Ambiente unterrichtet zu wissen, keine hohe Priorität. Sie ließen ihre Kinder lieber in anderen, oft christlichen Einrichtungen oder bei schweizerischen Familien. Die klare zionistische Ausrichtung der Schule weckte zwar unter den Schülern eine gewisse Neugier auf Palästina, die ihre Eltern jedoch nicht teilten. Bei Kriegsende brachten sie ihre Kinder nach Italien zurück, wo der Kontakt zu der Palästinensischen Brigade und zu den *displaced persons*, die nach Erez Israel unterwegs waren, das Interesse an Palästina wieder aufleben ließ. Im Endeffekt entschieden sich aber doch nur sehr wenige für diesen Schritt, nämlich die Auswanderung nach Israel.

Das ins Stocken geratene Hachschara-Projekt veranlasste den Rabbiner Castelbolognesi zu dem bitteren Kommentar, dass die italienischen Juden in der Schweiz die Tragödie des jüdischen Volkes nicht verstanden hätten.<sup>14</sup> Ob dies der Realität entspricht, muss dahingestellt bleiben. Festzuhalten bleibt, dass die italienischen Juden

<sup>12</sup> Interview des Verfassers mit Vittorio Ottolenghi.

<sup>13</sup> Porat, *One side*, S. 495.

<sup>14</sup> Brief vom 29. 2. 1944 vom Rabbiner Castelbolognesi an Valobra: ACDEC, Fondo Valobra 3/142.

– vor die Wahl gestellt, einen Neubeginn in bescheidenen Verhältnissen in einem fremden Land zu wagen oder in der alten Heimat einen Neustart zu versuchen – nicht lange zu überlegen brauchten. Sie entschieden sich für Italien, wo sie auch über eine materielle Basis verfügten und wo sich die Dinge nach der Überwindung des Faschismus zum Besseren fügen würden, für Italien, das sie trotz allem liebten und als ihre Heimat betrachteten. Wie Vittorio Segre meinte, mussten jene Italiener, die nach Palästina auswanderten, ihre jüdische Identität über die italienische setzen.<sup>15</sup> Das kam für die allermeisten nicht in Frage, weshalb der Zionismus für die Mehrheit der Italiener auch nach dem Krieg ein rein philanthropisches Anliegen blieb, das in der Theorie diskutiert wurde.

Dass die jüdischen Flüchtlinge in der Schweiz so große Hoffnungen in ihre alte Heimat setzten, die ihnen seit 1938 manche Enttäuschung bereitet hatte, lag nicht zuletzt an der Resistenza, die auch und gerade bei den Juden die Hoffnung auf einen demokratischen Neubeginn in Italien weckte. Valobra hingegen, die oberste Instanz des italienischen Judentums in der Schweiz, tat sich schwer mit der richtigen Einschätzung der Widerstandsbewegung. Er sah in der Zusammenarbeit mit den Partisanen primär eine Ergänzung seiner Hilfstätigkeit im besetzten Italien. Selbst als die außerordentliche militärische und politische Bedeutung der Resistenza für niemanden mehr zu übersehen war, orientierte er sich noch immer an jüdischen ‚politischen‘ Zielen, die er durch Geldspenden zu erreichen suchte. Wie er Saly Mayer erklärte, hielt er es für angebracht, die „Verbindungen zwischen dem italienischen Judentum und den Kreisen, welche das zukünftige Italien regieren werden“, zu pflegen,<sup>16</sup> wobei ihm als Ziel vor Augen stand, die Reintegration zu erleichtern. Andere ältere Flüchtlinge argumentierten in ähnlicher Weise, auch sie wollten sich der Resistenza anschließen, denn „es ist gut und nützlich, dass wir an der Befreiungsbewegung teilnehmen, wenn auch erst in den letzten Tagen“.<sup>17</sup>

Ohne finanzielle Unterstützung der Resistenza, argumentierte Valobra, würde man glauben, dass „das italienische Judentum bei Seite steht“.<sup>18</sup> Darum ging es aber schon lange nicht mehr, anderes war längst wichtiger geworden, wie vor allem junge Juden erkannt hatten, die die moralische und politische Relevanz der Widerstandsbewegung begriffen. Valobra blieb diese Dimension des Widerstandes jedoch verschlossen, und er unterschätzte auch die patriotische Leidenschaft, die viele der jüngeren Flüchtlinge beseelte. Die Aktivisten und ihre Sympathisanten wollten am Befreiungskampf ihres Landes mitwirken und verfolgten dabei keine Hintergedanken. Sie handelten als Italiener, nicht als Juden und erreichten damit das, was Valobra mit Geld zu erreichen suchte – die Anerkennung, dass das italienische Judentum die Resistenza

---

<sup>15</sup> Segre, *Saggio storico*, S. 265.

<sup>16</sup> Brief vom 19. 1. 1945 von Valobra an Saly Mayer: AfZ, Joint, Saly Mayer Coll. SM 48.

<sup>17</sup> Brief vom 1. 4. 1945 von Emanuele Almans an Raffaele Cantoni: ACDEC, Fondo Valobra 14/154 A.

<sup>18</sup> Brief vom 19. 1. 1945 von Valobra an Saly Mayer: AfZ, Joint, Saly Mayer Coll. SM 48.

unterstützte und mehr noch: die Reintegration in die Heimat, die im Kampf gegen die Faschisten und die deutschen Besatzer ihren sinnfälligsten Ausdruck fand.

Valobra hielt sich lange Zeit von der Resistenza und anderen antifaschistischen Organisationen wie der Corda Fratres fern. Noch auf der „Delasem-Versammlung“ Anfang April 1945 bekräftigte er seine Einstellung, dass „unsere Organisation sich strikt apolitisch verhalten soll“.<sup>19</sup> Er hatte noch immer nicht realisiert, dass in einem Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg eine neutrale Haltung nicht möglich war und damit den gleichen Fehler begangen wie die schweizerische Regierung, die ebenfalls auf der Wahrung einer unmöglich zu wahrenden Neutralität beharrte.

Das Hauptziel von Valobras Annäherung an die Resistenza war es, den in Norditalien verbliebenen Juden zu helfen, wobei er aber erst relativ spät auf diese Alternative setzte – drei Monate vor der Befreiung, als Juden in Italien kaum mehr verhaftet oder deportiert wurden, sodass sein Beitrag sicherlich nicht von herausragender Bedeutung war. Viele seiner Glaubensbrüder hingegen hatten die Zeichen der Zeit erkannt. Sie unterstützten die politischen Kräfte, die den Befreiungskrieg anführten und die Gewähr für ein besseres demokratisches Italien nach dem Krieg boten. Abzuwarten kam für sie nicht in Frage, sie wollten selbst aktiv werden und durch ihren persönlichen Einsatz beweisen, wo sie standen und wofür sie standen.

Der Wunsch, in die befreite Heimat zurückzukehren, hing entscheidend auch von der persönlichen vorherigen Erfahrung in Italien ab. So wie deutsche, polnische und Juden aus anderen Ländern eben aus der eigenen Erfahrung heraus, vor allem aufgrund der Erinnerung an die Verfolgung und das Verhalten ihrer ‚arischen‘ Landsleute, nicht in die alte Heimat zurückkehren wollten, ist in vielen Quellen die feste Absicht der italienischen Flüchtlinge überliefert heimzukehren. „Wir haben nur eine Richtung“, sagte Valobras Mitarbeiter Ottolenghi, „und zwar jene, nach Italien zurückzukehren, wohin unsere Vertretungen uns auf dem schnellsten und besten Weg bringen sollten.“<sup>20</sup>

Diese Einstellung war schon 1943 beim Grenzübertritt in die Schweiz spürbar gewesen, als viele Flüchtlinge von heftigem Heimweh gepackt worden waren; nicht wenige wären, so scheint es, sogar in das faschistische Italien zurückgekehrt. Die Verfolgungen seit 1938 hatten die italienische Identität der Flüchtlinge nicht ernstlich erschüttert. Dazu hatten mehrere Faktoren beigetragen: Die lange gemeinsame Geschichte, Kultur und Tradition, die irgendwie doch ‚erträglichen‘ Erfahrungen mit den faschistischen Verfolgern und die erfahrene Hilfsbereitschaft in einem meist nicht antisemitischen Umfeld, in dem es sich auch nach der deutschen Besetzung noch aushalten ließ, weil viele Italiener ihren jüdischen Landsleuten Beistand gewährten.

Hinzu kam die Einschätzung, dass die Rassengesetze den Deutschen zuzuschreiben waren, die hinsichtlich der Judenverfolgung einen ganz anderen Kurs verfolg-

<sup>19</sup> S. 58 des Protokolls der Versammlung: ACDEC, Fondo Canarutto 7/106.

<sup>20</sup> S. 86 des Protokolls der Versammlung: ACDEC, Fondo Canarutto 7/106.

ten als die Italiener, denen Antisemitismus eigentlich wesensfremd war. Die Jahre nach 1938 waren in den Augen der italienischen Flüchtlinge ein Zeitabschnitt, der nunmehr abgeschlossen war und kein Hindernis für die Heimkehr darstellte. Der auf der „Delasem-Versammlung“ zum Ausdruck gebrachte Wunsch, dass sich auch jeder ausländische Jude im Nachkriegsitalien niederlassen könnte, bezeugt besonders eindrucksvoll, dass die italienischen Juden ihre Heimat noch immer als ein judenfreundliches Land betrachteten.

Damit ging einher, dass die eigene faschistische Vergangenheit generell nicht allzu genau unter die Lupe genommen wurde. Die jüdischen Flüchtlinge blickten lieber nach vorne und begegneten dieser Problematik mit Pragmatismus. Sie befanden sich dabei in guter Gesellschaft. Die Italiener, Juden wie Nicht-Juden, gingen zunächst auf diese Weise mit ihrer faschistischen Vergangenheit um – ein gemeinsames Unterfangen, das die Reintegration erleichterte. Sie trugen so zur Konstruktion des Mythos von den Italienern als *brava gente* bei, den auch Valobra in der Schweiz bereits kräftig genährt hatte – aus ehrlicher Überzeugung heraus, weil er an die Gutartigkeit seiner Landsleute glaubte. Dies begünstigte die Rückkehr und die Reintegration der italienischen Juden und zugleich auch die Akzeptanz von ausländischen *displaced persons* in Italien.

Falls Mussolinis Rassengesetze überhaupt eine Identitätskrise im italienischen Judentum verursacht hatten, scheinen sie die italienischen Juden im schweizerischen Exil als erste überwunden zu haben. Das Bewusstsein, Italiener zu sein, blieb in ihren Reihen intakt, es wurde vielleicht sogar gestärkt, auch weil sie sich angesichts der oft sehr schwierigen Beziehungen zu Juden anderer Länder in ihrem Zusammenhalt bestätigt fühlen konnten – ein Vorteil im Vergleich zu vielen anderen Juden, die ihre Identitätskrise erst in der Nachkriegszeit überwandten.<sup>21</sup>

Auch Ausländer bemerkten die starke Identifikation der italienischen Juden mit ihrem Vaterland. So sagte der VSJF-Präsident Pierre Bigar in seiner Begrüßungsrede auf der „Delasem-Versammlung“: „Gesegnet sei der Tag, an dem ihr eure Tätigkeiten in Italien zusammen mit euren Landsleuten aller Konfessionen wieder aufnehmen werdet. Eure Aufgabe besteht in dem Wiederaufbau eines starken, unabhängigen, seiner glorreichen Vergangenheit würdigen Italiens.“<sup>22</sup>

Angesichts dieser Ausgangslage war es kein Wunder, dass viele Flüchtlinge die Rückkehr in die Heimat herbeisehnten und die Überquerung der italienischen Grenze als ‚magischen‘ Moment erlebten. Sie waren zuversichtlich gestimmt und schauten positiv in die Zukunft: Hitler und Mussolini waren geschlagen, der Faschismus gehörte ebenso der Vergangenheit an wie die Rassengesetze. Italien würde ein freies demokratisches Land werden, in dem sich auch die Juden zu Hause fühlen konnten.

<sup>21</sup> Schwarz, Juden und Judentum, S. 215.

<sup>22</sup> S. 8 des Protokolls der Versammlung: ACDEC, Fondo Canarutto 7/106.

Ungetr bt war der Neustart in der Heimat aber dann doch nicht. Es begann das Warten auf die Rückkehr der Deportierten und Vermissten, und bei vielen stellte sich die Gewissheit ein, dass zahlreiche Familienangehörige dem Holocaust zum Opfer gefallen waren. Erschwerend war zudem die Tatsache, dass viele Häuser und Wohnungen zerstört oder beschlagnahmt worden waren und von ihren alten Eigentümern und Mietern nicht ganz umstandslos wieder bezogen werden konnten. Trotz dieser Probleme brach keine Verzweiflung aus. Die Dankbarkeit für das eigene  berleben wird dazu ebenso beigetragen haben wie der Empfang durch die alten Nachbarn, Freunde und Bekannten, der in der Regel überaus herzlich war.

Der Historiker Fabio Levi argumentiert, dass es keinen präzisen Zeitpunkt gegeben hätte, an dem die Verfolgung endete und die Erinnerung begann. Es habe nach dem Krieg noch lange gedauert, bis die Nachwirkungen der Verfolgung nicht mehr spürbar gewesen seien.<sup>23</sup> Das Exil in der Schweiz nahm eine Sonderstellung in diesem Prozess ein, denn die Verfolgung durch die Faschisten spielte nicht die Hauptrolle in den Gedanken der jüdischen Flüchtlinge; im Vordergrund standen die Flucht vor den Deutschen und das  berleben in einer fremden Umwelt, wovon auch Tausende nicht-jüdische Italiener betroffen waren. Es war noch nicht die „zweckdienliche Verdrängung“,<sup>24</sup> die es den jüdischen Flüchtlingen erleichterte, die Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen und die Zukunft in Angriff zu nehmen. Man sah sich als Opfer der deutschen Verfolgung, während das zukünftige Italien in den letzten Monaten des Krieges als ein begehrenswertes Ziel erschien. Erst später, als sich die bürokratischen Hindernisse zeigten und Rückerstattung und Wiedergutmachung auf sich warten ließen, blieb kaum mehr eine andere Wahl, als sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

Die grundsätzlich positive Einstellung der Flüchtlinge zeigte sich auch im Wiederaufbau der Mailänder Gemeinde, der von Raffaele Cantoni und anderen Flüchtlingen aus der Schweiz bereits unmittelbar nach Waffenstillstand in Angriff genommen wurde. Cantoni, ein bekannter Antifaschist von lebhaftem Temperament, war der richtige Mann für diese Tätigkeit; sein Werk in der Schweiz wird von der Forschung jedoch überschätzt.<sup>25</sup> Seine Leistung ist nicht mit jener Valobras zu vergleichen, auch weil er in Bellinzona ziemlich isoliert war. Valobra leitete von Zürich aus wichtige Hilfs- und Rettungsaktionen, er beaufsichtigte die Flüchtlingsbetreuung, er steuerte

<sup>23</sup> Levi, *La memoria*, S. 46.

<sup>24</sup> „Rimozione funzionale“: Picciotto, *Il soccorso*, S. 578.

<sup>25</sup> Wie z. B. im Kap. 6. dargelegt, überschätzt Minerbi Cantonis Rolle in der Gründung von Weggis deutlich. Vgl. Minerbi, Raffaele Cantoni, S. 127. Ähnlich Liliana Picciotto sowohl zu Weggis als auch zu Cantonis Hilfstätigkeit: Picciotto, *L'attività assistenziale*, S. 161–170. Ebenso nicht zustimmen kann man Alberto Cavaglion in seiner Bewertung der Tätigkeit von Angelo Donati: „In Switzerland he was at the centre of the organizational networks for Jews who, like him, were emigrants and not merely Italians; he was the centre of a close web of humanitarian actions.“: Cavaglion, *Foreign Jews*, S. 438.

die Beziehungen zu internationalen Organisationen, zu ausländischen Botschaften sowie zur italienischen Diplomatie, wobei er sich auch auf exklusive Kontakte zu seinem Freund Saly Mayer stützen konnte. Seine Erfahrung war ebenso groß wie sein Ansehen, sein Pragmatismus nicht weniger ausgeprägt als sein Organisationstalent, auch wenn er in der Einschätzung der Resistenza die nötige Weitsicht vermissen ließ.

Dass er die zentrale Gestalt unter den italienischen Juden im schweizerischen Exil war, ist unbestritten. Diese Ansicht teilten auch Saly Mayer und alle jüdischen Organisationen in der Eidgenossenschaft. Er war der beste Mann für die Zeit der Krisen, in denen er für viele Probleme eine richtige Lösung fand. Nach dem Krieg brachen jedoch neue Zeiten an. Nun brauchte man andere Repräsentanten des Judentums, die ein stärkeres antifaschistisches und zionistisches Profil hatten und weniger mit der ‚alten‘ Union identifiziert wurden als er.

Mario Toscano schreibt, dass die jüdischen Institutionen ihre Beziehungen zu Gesellschaft und Staat nach der Befreiung Roms neu aufbauen.<sup>26</sup> Er vernachlässigt dabei aber die Entwicklungen in der Schweiz, die nahe legen, die Bedeutung des 4. Juni in diesem Kontext etwas zu relativieren. Was in der Schweiz geschah, nahm vieles vorweg, was später in der Hauptstadt passierte. Die Geschehnisse liefen manchmal parallel und standen im Einklang mit den Ereignissen in Rom, jedoch unabhängig voneinander, denn beide Pole des italienischen Judentums blieben lange Zeit isoliert voneinander.

Das Exil in der Schweiz war ein kurzer, aber emblematischer Abschnitt in der knappen Dekade, die für die italienischen Juden so tragisch war. Überschattet von der ständig quälenden Sorge um die Angehörigen in der Heimat oder in den Todeslagern im Osten war der Aufenthalt in der Fremde zugleich eine Zeit der Herausforderungen und neuen Erfahrungen – und der Bewährung und Selbstvergewisserung als Juden und Italiener. Die Tätigkeit der Juden in der Schweiz war sowohl für ihren eigenen Neugebinn in der Heimat wichtig als auch für die Entwicklung des italienischen Judentums nach dem Krieg.

---

<sup>26</sup> Toscano, *Gli ebrei nell'Italia repubblicana*, S. 186.